

THOMAS MANN
BETRACHTUNGEN
EINES
UNPOLITISCHEN



BOER



Thomas Mann (1875–1955)
[Quelle: Wikipedia]

THOMAS MANN
BETRACHTUNGEN EINES
UNPOLITISCHEN



BOER

Der Text des Neusatzes folgt der Ausgabe von 1920
erschienen im S. Fischer Verlag, Berlin.

Que diable allait-il faire dans cette galère?
Molière, Les fourberies de Scapin
»Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!«
GOETHE, *Tasso*

© 2026 Boer Verlag
Gesamtherstellung: Boer Verlagsservice
Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg
ISBN 978-3-96662-589-0
www.boerverlag.de

Inhalt

Vorrede	7
Der Protest	41
Das unliterarische Land	48
Der Zivilisationsliterat	52
Einkehr	68
Bürgerlichkeit	101
»Gegen Recht und Wahrheit«	149
Politik	222
Von der Tugend	375
Einiges über Menschlichkeit	429
Vom Glauben	491
Ästhetizistische Politik	539
Ironie und Radikalismus	570

Vorrede

Als ich im Jahre 1915 das Büchlein »Friedrich und die große Koalition« dem Publikum übergeben hatte, glaubte ich, »dem Tag und der Stunde« meine Schuld entrichtet zu haben und mich den künstlerischen Unternehmungen, die ich vor Ausbruch des Krieges eingeleitet, auch im Toben der Zeit wieder widmen zu können. Dies erwies sich als Irrtum. Wie Hunderttausenden, die durch den Krieg aus ihrer Bahn gerissen, »eingezogen«, auf lange Jahre ihrem eigentlichen Beruf und Geschäft entfremdet und ferngehalten wurden, so geschah es auch mir; und nicht Staat und Wehrmacht waren es, die mich »einzogen«, sondern die Zeit selbst: zu mehr als zweijährigem Gedankendienst mit der Waffe, – für welchen ich am Ende meiner geistigen Verfassung nach so wenig geschickt und geboren war, wie mancher Schicksalsgenosse nach seiner physischen für den wirklichen Front- oder Heimatdienst, und von welchem ich heute, nicht gerade im besten Wohlsein, ein Kriegsbeschädigter, wie ich wohl sagen muß, an den verwaisten Werkstisch zurückkehre.

Die Frucht dieser Jahre – oder ich nenne das keine »Frucht«, ich rede besser von einem Residuum, einem Rückstand und Niederschlag oder auch einer Spur und zwar, die Wahrheit zu gestehen, einer Leidensspur – das *Bleibsel* dieser Jahre also, um den stolzen Begriff des Bleibens zu einem Substantiv nicht allzu stolzen Gepräges zurechtzubiegen, ist vorliegender Band: welchen ein Buch oder Werk zu nennen ich mich aus guten Gründen wiederum hüte. Denn eine zwanzigjährige, nicht ganz gedankenlose Kunstübung hat mich immerhin vor dem Begriff des Werkes, der Komposition zu viel Achtung gelehrt, als daß ich diesen Namen in Anspruch nehmen könnte für einen Erguß oder ein Memorandum, ein Inventar, ein Diarium oder eine Chronik. Um dergleichen aber, um ein Schreib- und Schichtwerk, handelt es sich

hier, – obgleich der Band sich zuweilen, mit halbem Recht übergangs, als Komposition und Werk präsentiert. Mit halbem Recht: Ein organischer und immer gegenwärtiger Grundgedanke wäre aufzuweisen, – wenn es nicht eben nur das schwankende Gefühl eines solchen wäre, von dem allerdings das Ganze durchdrungen ist. Man könnte von »Variationen über ein Thema« sprechen, wenn dieses Thema nur eben präzisere Gestalt gewonnen hätte. Ein Buch? Nein, davon kann nicht die Rede sein. Dies Suchen, Ringen und Tasten nach dem Wesen, den Ursachen einer Pein, dies dialektische Fechten in den Nebel hinein *gegen* solche Ursachen, – es ergab natürlich kein Buch. Denn unter diese Ursachen zählte unzweifelhaft ein widerkünstlerischer und ungewohnter Mangel an Stoffbeherrschung, wovon auch das deutliche und beschämende Bewußtsein immerfort rege war und aus Instinkt durch eine leichte und souveräne Sprechweise verhehlt werden sollte ... Trotzdem, wie ein Kunstwerk Form und Anschein einer Chronik haben kann (was ich aus Erfahrung weiß), so kann am Ende eine Chronik auch Form und Anschein eines Kunstwerkes haben; und so zeigt denn dies Konvolut, gelegentlich wenigstens, den Ehrgeiz und Habitus eines Werkes: es ist ein Mittel-ding zwischen Werk und Erguß, Komposition und Schreibung, – wenn auch sein Existenzpunkt so wenig genau in der Mitte, in Wahrheit so viel mehr nach der Seite des Nicht-Künstlerischen liegt, daß man besser tut, es trotz seiner komponierten Kapitel als eine Art von Tagebuch zu nehmen, dessen frühe Teile aus den Anfängen des Krieges und dessen letzte Abschnitte etwa von der Jahreswende 1917/18 zu datieren sind.

Wenn aber diese Aufzeichnungen kein Kunstwerk sind, so sind sie es am Ende darum nicht, weil sie, als Aufzeichnungen und Betrachtungen, nur allzusehr Künstlerwerk, Werk eines Künstlertums sind, – denn das sind sie in der Tat auf mehr als eine Weise. Sie sind es zum Beispiel als Erzeugnis einer gewissen unbeschreiblichen Irritabilität gegen geistige Zeittendenzen, eine Reizbarkeit, Dünnhäutigkeit und Wahrnehmungsnervosität,

die ich von jeher an mir kannte, und aus der ich als Künstler, wie ich glaube, zuweilen Nutzen gezogen habe. Sie zeitigte aber von jeher den bedenklichen Nebenhang, unmittelbar-schriftstellerisch, kritisch, *polemisch* auf solche Reize zu reagieren und zwar auch dann, ja gerade dann, wenn nicht nur ein äußerer Hautkitzel in Frage stand, sondern wenn ich von innen her in gewissem Grad an dem Wahrgenommenen teilhatte: eine rein literarische Streitbarkeit oder Streitsucht, beruhend auf dem Bedürfnis nach Gleichgewicht und darum ihrerseits wieder zur erbosten Einseitigkeit nur allzu entschlossen, – ohne daß bei alldem die kritische Erkenntnis hinlänglich bewußtseinsfähig, des Wortes, der Analyse fähig, intellektuell reif genug wäre, um auf essayistische Erledigung ernstlich hoffen zu können. So, meine ich, entstehen Künstlerschriften.

Künstlerwerk sind diese Abhandlungen ferner in ihrer Unselbstständigkeit, ihrem Hilfs- und Anlehnsbedürfnis, ihrem unendlichen Zitieren und Anrufen starker Eideshelfer und »Autoritäten«, – diesem Ausdruck schwelgender Dankbarkeit für empfangene Wohltat und des kindischen Triebes, dem Leser all das wörtlich aufzudrängen, was man sich zum Troste erlas, statt es den stummen und beruhigenden Untergrund der eigenen Rede bilden zu lassen, übrigens scheint mir, daß bei aller Zügellosigkeit dieser Begierde ein gewisser musischer Takt und Geschmack in ihrer Befriedigung am Werke war: Das Zitieren wurde als eine Kunst empfunden, ähnlich derjenigen, den Dialog in die Erzählung zu spannen, und mit ähnlich rhythmischer Wirkung zu üben gesucht...

Künstlerwerk, Künstlerschrift: Es redet hier Einer, der, wie es im Texte heißt, nicht gewohnt ist, zu reden, sondern reden zu lassen, Menschen und Dinge, und der also reden »läßt« auch da noch, wo er unmittelbar selber zu reden scheint *und meint*. Ein Rest von Rolle, Advokatenhumor, Spiel, Artisterei, Über der Sache stehen, ein Rest von Überzeugungslosigkeit und jener dichterischen Sophistik, welche Den Recht haben läßt, der eben redet, und der

in diesem Falle ich selbst war, – ein solcher Rest blieb zweifellos überall, er hörte kaum auf, halb bewußt zu sein, – und doch war jeden Augenblick, was ich sagte, wahrhaftig meines Geistes Meinung, meines Herzens Gefühl. Es ist meine Sache nicht, die Paradoxie dieser Mischung von Dialektik und wirklich, redlich sich mühendem Wahrheitswillen zu lösen. Daß es mir ernst war, dafür bürgt zuletzt das Dasein selbst dieses Buches.

Denn ich wünschte wohl, sein feuilletonisierender Ton täuschte niemanden darüber, daß es die schwersten Jahre meines Lebens waren, in denen ich es aufhäufte. Künstlerwerk und kein Kunstwerk, ja; denn es entstammt einem in seinen Grundfesten erschütterten, in seiner Lebenswürde gefährdeten und in Frage gestellten Künstlertum, einem krisenhaft verstörten Zustande dieses Künstlertums, der sich zu jeder anderen Art von Hervorbringung als völlig ungeeignet erweisen mußte. Die Einsicht, aus der es erwuchs, die seine Herstellung als unumgänglich erscheinen ließ, war vor allem die, daß jedes Werk sonst intellektuell wäre überlastet worden, – eine zutreffende Erwägung, die aber der wahren Sachlage noch nicht gerecht wurde; denn in Wahrheit hätte ein Fortarbeiten an jenen Dingen sich als ganz unmöglich erwiesen und erwies sich, bei wiederholten Versuchen, als ganz unmöglich: dank nämlich den geistigen Zeitumständen, der Bewegtheit alles Ruhenden, der Erschütterung aller kulturellen Grundlagen, kraft eines künstlerisch heillosen Gedankentumultes, der nackten Unmöglichkeit auf Grund eines *Seins* etwas zu *machen*, der Auflösung und Problematisierung dieses Seins selbst durch die Zeit und ihre Krisis, der Notwendigkeit, dies in Frage gestellte, in Not gebrachte und nicht mehr als Kulturgrund fest, selbstverständlich und unbewußt ruhende Sein zu begreifen, klar zu stellen und zu *verteidigen*; der Unabweisbarkeit also einer Revision aller Grundlagen dieses Künstlertums selbst, seiner Selbstforschung und Selbstbehauptung, ohne welche seine Betätigung, Auswirkung und heitere Erfüllung, jedes Tun und Machen fortan als ein Ding der Unmöglichkeit erschien.

Warum denn aber mußte es gerade mir so erscheinen? Warum mir die Galeere, während andere frei ausgingen? Ich weiß ja wohl, daß Künstler aller Art, soweit eben ihre physische Person vom Kriege verschont blieb, und auch, wenn die Krisis und Zeitwende sie auf ungefähr derselben Altersstufe betraf, wie mich, in ihrer Produktion durch sie überhaupt nicht oder nur ganz vorübergehend gehemmt wurden. Werke der Schönen Literatur wie der Musik und der bildenden Kunst sind in diesen vier Jahren geschaffen und veröffentlicht worden, haben ihren Urhebern Dank, Ruhm und Glück gebracht. Jugend kam an und wurde begrüßt. Aber auch Künstler auf höherer Lebensstufe, einer höheren sogar, als der meinen, regten sich fort, führten zu Ende, was sie unternommen, gaben das schon Gewohnte, für ihre Kultur, ihr Talent Charakteristische, und fast schien es, als wären ihre Erzeugnisse desto willkommener, je weniger sie von den Geschehnissen berührt erschienen und daran erinnerten. Denn die Nachfrage des Publikums nach Kunst war ja sogar gesteigert, seine Dankbarkeit für das freie Werk lebhafter als sonst, die Aussicht auf jede Art Lohn, auch den materiellen, besonders günstig. Was ich da sage, ist eine *captatio denevolentiae*, und ich mache kein Hehl daraus. Wirklich, ich trachte, mit diesem Buch zu versöhnen, indem ich darauf Hinweise, wieviel Verzicht es umschließt. Meine liebsten Pläne, auf deren Verwirklichung viele – möge es ihnen nun zu Spott oder Ehre gereichen – nicht ohne Begierde und Ungeduld warteten, stellte ich zurück, um ein Schreibwerk zu bewältigen, von dessen innerer und äußerer Weitläufigkeit ich mir freilich, auch diesmal, eine nicht annähernd richtige Vorstellung machte, – ich hätte mich sonst, trotz allem, kaum darauf eingelassen. Ich erinnere mich wohl, daß mein Eifer anfangs bedeutend war, daß der Glaube mich trieb, ich hätte mir und anderen viel Gutes, Belangreiches zu sagen. Aber dann: welche wachsende Unruhe, welches Heimweh nach der »Freiheit in der Begrenzung«, welche Qual durch das unsäglich Kompromittierende und Desorganisierende alles Redens, welcher nagende

sondere Zugespitztheit, Empfindlichkeit, Verletzlichkeit meiner Zeitbestimmtheit?

Sei dem wie ihm wolle, ich bringe den Ursprung dieser Blätter auf seinen einfachsten Namen, wenn ich ihn *Gewissenhaftigkeit* nenne, – eine Eigenschaft, die einen so wesentlichen Bestandteil meines Künstlertums ausmacht, daß man kurz sagen könnte, es bestehe daraus: Gewissenhaftigkeit, eine sittlich-artistische Eigenschaft, der ich jede mir je zuteil gewordene Wirkung verdanke und die mir nun diesen Streich spielte. Denn ich weiß wohl, wie nahe sie an Pedanterie grenzt, und wer dieses ganze Buch als eine ungeheuerer kindlich-hypochondrische Pedanterie erklären und bezeichnen wollte, der ginge kaum fehl; mir selbst erschien es in mancher Stunde nicht anders. Die Frage des Mottos drängte sich mehr als einmal, als hundertmal, mit einem Gelächter, wie es Unfaßbares begleitet, durch all meine Explorationen, Explikationen, Expektionen, und nachträglich, betrachte ich etwa meine unbeholfenen Bemühungen um die politische Frage, mischt sich selbst etwas von jener Rührung darein, die nicht verfehlen wird, meine Leser anzuwandeln. »Was Teufel ging es ihn an?« Allein es ging mich an, es lag mir wahrhaft und leidenschaftlich am Herzen, und unbedingt nötig schien, mit diesen Fragen irgendwie nach meinem besten Wissen, Glauben und Vermögen ins reine zu kommen. Denn so war die Zeit geartet, daß kein Unterschied mehr kenntlich war zwischen dem, was den einzelnen anging und nicht anging; alles war aufgeregt, aufgewühlt, die Probleme brausten ineinander und waren nicht mehr zu trennen, es zeigte sich der Zusammenhang, die Einheit aller geistigen Dinge, die Frage des Menschen selbst stand da, und die Verantwortlichkeit vor ihr umfaßte auch die Notwendigkeit politischer Stellungnahme und Willensentschließung ... Es war die Größe, Schwere und Schrankenlosigkeit der Zeit, daß es für den Gewissenhaften und irgendwie – ich weiß nicht wovor oder vor wem – Verantwortlichen, für den, der sich selber wichtig nahm, überhaupt nichts mehr gab, was er nicht wichtig zu nehmen brauchte. Alle Qual um die Dinge

ist Selbstquälerei, und nur der quält sich, der sich wichtig nimmt. Man wird mir jede Pedanterie und Kindlichkeit dieser Blätter verzeihen, wenn man verziehen hat, daß ich mich selbst wichtig nehme, – ein Faktum, das augenfällig wird dort, wo ich unmittelbar von mir selber spreche, und freilich eine Eigenschaft, die man selbst als den Urgrund aller Pedanterie empfinden und belächeln mag. »Himmel, wie er sich wichtig nimmt!« – zu diesem Zwischenruf gibt mein Buch allerdings auf Schritt und Tritt Gelegenheit. Ich habe dem nichts entgegenzustellen als die Tatsache, daß ich ohne mich wichtig zu nehmen nie gelebt habe noch leben könnte; als das Wissen, daß alles, was mir gut und edel scheint, Geist, Kunst, Moral – menschlichem Sichwichtignehmen entstammt; als die klare Einsicht, daß alles, was ich je leistete und wirkte, und zwar der Reiz und Wert jedes kleinsten Bestandteiles davon, jeder Zeile und Wendung meines bisherigen Lebenswerkes – so viel und so wenig dies nun besagen möge – ausschließlich darauf zurückzuführen ist, daß ich mich wichtig nahm.

Nahe verwandt der Gewissenhaftigkeit aber ist *Einsamkeit*, – sie ist vielleicht nur ein anderer Name dafür: jene Einsamkeit nämlich, welche von der *Öffentlichkeit* zu unterscheiden für den Künstler so schwer ist. Sogar wird dieser im ganzen überhaupt nicht geneigt sein, zwischen beiden zu unterscheiden. Sein Lebelement ist eine öffentliche Einsamkeit, eine einsame Öffentlichkeit, die geistiger Art ist, und deren Pathos und Würdebegriff sich von dem der bürgerlichen, sinnlich-gesellschaftlichen Öffentlichkeit vollkommen unterscheidet, obgleich in der Erfahrung beide Öffentlichkeiten gewissermaßen zusammenfallen. Ihre Einheit beruht in der literarischen Publizität, welche geistig und gesellschaftlich zugleich ist (wie das Theater), und in der das Einsamkeitspathos gesellschaftsfähig, bürgerlich möglich, sogar bürgerlich-verdienstlich wird. Die Rücksichtslosigkeit, der Radikalismus seiner mitteilenden Hingabe möge bis zur Prostituirung, bis zur Preisgabe der Biographie, bis zur vollständigen Jean-Jacqueshaften Schamlosigkeit gehen, – die Würde des

Künstlers als Privatperson bleibt dadurch völlig unangefochten. Es ist möglich, es ist sogar natürlich, daß ein Künstler, der sich soeben im Werke menschlich geopfert und hingegeben, ja hingeworfen hat, im nächsten Augenblick unter die Leute tritt ohne den Anflug eines Gefühls, daß er seiner bürgerlichen Person das Geringste vergeben habe, – und eine gesellschaftliche Öffentlichkeit von Kultur, das heißt eine solche, die sich nach Möglichkeit mit der geistigen Öffentlichkeit gleichsetzt, wird ihm nicht nur recht geben, sondern die Verdienste, die er sich als ein Einsam-Öffentlicher erworben, mögen seiner bürgerlichen Ehre sogar zugute kommen.

Dies alles aber gilt nur bedingungsweise. Es gilt nur dann, und nur dann erweist sich das Menschliche durch literarische Publizität der sozialen Öffentlichkeit fähig, wenn es der geistigen Öffentlichkeit würdig ist, – andernfalls wird es durch Publizität zum Spott oder zum Skandal. Man muß an diesem Gesetz, diesem Kriterium festhalten. Ich aber habe mich nun zu fragen, ob die Veröffentlichung dieser Blätter, des Produkts einer Einsamkeit, welche gewohnt ist, öffentlich zu sein, zu Recht geschieht; das will sagen: ob sie sozialer Öffentlichkeit sich fähig erweisen mögen, *weil* sie der geistigen Öffentlichkeit würdig sind, – und da würde es mir denn wenig helfen, wenn ich ihre Publizierbarkeit, ihr *Recht* auf Öffentlichkeit oder das Recht, das die Öffentlichkeit darauf hat, nur mit menschlich-persönlichen Gründen verteidigen könnte. Allenfalls sind solche Gründe mitzunehmen. In Jahr und Tag stockte meine Produktion, angekündigte Arbeiten blieben aus, ich schien verstummt, gelähmt, schien ausgeschieden. War ich meinen Freunden nicht Rechenschaft schuldig darüber, wie ich die Jahre verbracht? Und wenn nicht von Schuldigkeit die Rede sein sollte, – vielleicht durfte die Rede sein von einem Recht? Denn am Ende hatte ich gekämpft und entsagt, hatte es mir sauer werden lassen, mich redlich um Erkenntnis bemüht, wenn auch mit unzulänglichen und dilettantischen Kräften, und es war menschlich, zu wünschen, daß all das nicht ganz »um-

sonst«, nicht in privater und unöffentlicher Einsamkeit getragen, geduldet und getan sein sollte. Ich sage, solche Gründe sind mitzunehmen, – den Ausschlag geben sie nicht. Von der Seite des Geistigen her muß die Publizierbarkeit dieser Blätter erwiesen, ihre Publikation gerechtfertigt werden; es handelt sich um ihr geistiges Recht auf Öffentlichkeit, – und wirklich, ich finde, daß ein solches besteht.

Diese Schrift, die die Hemmungslosigkeit privat-brieflicher Mitteilung besitzt, bietet in der Tat, nach meinem besten Wissen und Gewissen, die geistigen Grundlagen dessen, was ich als Künstler zu geben hatte, und was der Öffentlichkeit gehört. War dieses der geistigen Öffentlichkeit würdig, so mag auch der folgende Rechenschaftsbericht es sein. Und da es die Zeit war, die ihn mir, und zwar unweigerlich, abverlangte, so scheint es, daß die Zeit ein Anrecht darauf besitzt: Ein Dokument, scheint mir, liegt vor, nicht unwert, von Heutigen und sogar von Späteren gekannt zu sein, wenn auch allein um seines zeitlich symptomatischen Wertes willen, in der Unendlichkeit seiner geistigen Aufregtheit, in seinem Eifer, von allen Dingen auf einmal zu reden... Ob ich mich aber dabei nicht allein als schlechter Denker erwies, sondern auch durch die Enthüllung der geistigen Fundamente meines Künstlertums dieses mein Künstlertum selbst noch bloßstellte, diese Ungewißheit darf kein Grund für mich sein, die Schrift zu verschließen. Was wahr ist, komme an den Hellen Tag. Nie habe ich mich besser gemacht, als ich bin, und will dies weder durch Reden noch auch durch kluges Schweigen tun. Nie fürchtete ich, mich zu zeigen. Der Wille, den Rousseau im ersten Satz seiner Bekenntnisse ausdrückt, und der zu jener Zeit neu und unerhört schien: »einen Menschen und zwar sich selbst in seiner ganzen Naturwahrheit zu zeigen,« dieser Wille, den Rousseau »bis heute beispiellos« nannte, und von dem er glaubte, daß seine Ausführung keine Nachahmer finden werde, – ist zur eingefleischten Selbstverständlichkeit, zum geistig-künstlerischen Grund-Ethos des Jahrhunderts geworden, dem ich wesentlich angehöre, des

neunzehnten; und auch über meinem Leben, wie über dem so vieler Söhne dieser Bekenner-Epoche, stehen die Verse Platens:

»Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte;
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!«

Ich wiederhole: Eine Fixierung problematischer Art, sei sie nun Bild oder Rede, ist der bürgerlichen Öffentlichkeit fähig, sofern sie der geistigen würdig ist. In diesem Falle bleibt die private Würde durchaus unberührt davon. Ich habe dabei ein menschlich-tragisches Element des Buches besonders im Auge, jenen intimen Konflikt, dem eine Reihe von Seiten besonders gewidmet sind, und der auch sonst vieler Orten mein Denken färbt und bestimmt. Auch von ihm, und von ihm namentlich, gilt, daß seine Preisgabe, soweit eine solche überall noch möglich war, geistig berechtigt ist und darum der Anstößigkeit entbehrt. Denn dieser intime Konflikt spielt im Geistigen, und er besitzt ohne allen Zweifel genug symbolische Würde, um ein Recht auf Öffentlichkeit zu haben und folglich, dargestellt, nicht schimpflich zu wirken. Eine gebildete bürgerliche Öffentlichkeit, d.h. eine solche, die sich mit der geistigen möglichst gleichsetzt, skandalisiert sich nicht über die Preisgabe von Persönlichem, das der geistigen Öffentlichkeit würdig ist, und worauf diese ein Anrecht hat. Das *Vertrauen*, das in solcher Preisgabe sich ausdrückt, möge sich als allzu »einsam« und optimistisch-gutgläubig erweisen: sein Zunichtewerden wird nicht dem zur Unehre gereichen, der es hegte.

Zeitdienst, sagte ich, hätte ich geleistet, indem ich dies Buch schrieb, indem ich gewissenhafter oder pedantischer Weise die von der Zeit aufgewühlten, aufgewirbelten Gründe meines Wesens in gebundenen Sätzen wieder »niederzulegen« suchte. Aber mancher, nachdem er von den folgenden Kapiteln Kenntnis genommen, wird urteilen, ich hätte der Zeit damit auf recht fragwürdige Art, ohne gesunde Liebe zu ihr, disziplinos, obstinat, unter hundert Bekundungen feindseligen Ungehorsams und

überhaupt Schriftstellertum, wenn es nicht geistig-sittliche Bemühung ist um ein problematisches Ich? Nein, zugegeben, ich bin kein Ritter der Zeit, bin auch kein »Führer« und will es nicht sein. Ich liebe nicht »Führer«, und auch »Lehrer« liebe ich nicht, zum Beispiel »Lehrer der Demokratie«. Am wenigsten aber liebe und achte ich jene Kleinen, Nichtigen, Spürnäsigen, die davon leben, daß sie Bescheid wissen und Fährte haben, jenes Bedienten- und Läufergeschmeiß der Zeit, das unter unaufhörlichen Kundgebungen der Geringschätzung für alle weniger Mobilen und Behenden dem Neuen zur Seite trabt; oder auch die Stutzer und Zeitkorrekten, jene geistigen Swells und Elegants, welche die letzten Ideen und Worte tragen, wie sie ihr Monokel tragen: z. B. »Geist«, »Liebe«, »Demokratie«, – so daß es heute schon schwer ist, diesen Jargon ohne Ekel zu hören. Diese alle, die Heulenden sowohl wie die Snobs, genießen die Freiheit ihrer Nichtigkeit. Sie sind nichts, wie ich im Texte sagte, und also sind sie ganz frei zu meinen und zu urteilen und zwar immer nach neuestem Schnitt und à la mode. Ich verachte sie redlich. – Oder ist meine Verachtung nur verkappter Neid, da ich ihrer windigen Freiheit nicht teilhaft bin?

Inwiefern denn aber bin ich es nicht? Inwiefern bin ich gebunden und bestimmt? Wenn ich nicht nichts bin, wie sie, was bin ich denn also? – Es war diese Frage, die mich auf die »Galeere« zwang, und durch »Vergleichung« suchte ich ihr Antwort zu finden. Die Erkenntnis, die mehrfach hervortreten wollte, war schwankend, nebelhaft, unzulänglich, dialektisch-einseitig und durch Anstrengung verzerrt. Soll ich im letzten Augenblick noch einmal versuchen, sie zu leidlicher Beruhigung zu befestigen?

Ich bin, im geistig Wesentlichen, ein rechtes Kind des Jahrhunderts, in das die ersten 25 Jahre meines Lebens fallen: des neunzehnten. Ich finde wohl in mir artistisch-formale wie auch geistig-sittliche Elemente, Bedürfnisse, Instinkte, die nicht mehr dieser Epoche, sondern einer neueren angehören. Aber wie ich als Schriftsteller mich eigentlich als Abkömmling (natürlich nicht als Zugehörigen) der deutsch-bürgerlichen Erzählungskunst des

neunzehnten Jahrhunderts fühle, die von Adalbert Stifter bis zum letzten Fontane reicht; wie, sage ich, meine Überlieferungen und artistischen Neigungen in diese heimatliche Welt deutscher Meisterlichkeit zurückweisen, die mich durch eine idealische Bestätigung meiner selbst entzückt und stärkt, sobald ich mit ihr in Berührung komme; so liegt auch mein geistiger Schwerpunkt jenseits der Jahrhundertwende. Romantik, Nationalismus, Bürgerlichkeit, Musik, Pessimismus, Humor, – diese Atmosphärien des abgelaufenen Zeitalters bilden in der Hauptsache die unpersönlichen Bestandteile auch meines Seins. Es ist aber besonders eine Grundstimmung und seelische Veranlagung, ein Charakterzug, wodurch das neunzehnte Jahrhundert, ins Große gerechnet, sich von dem vorhergehenden und, wie immer deutlicher wird, auch von dem neuen, gegenwärtigen unterscheidet. Nietzsche war es, der diesen Charakter- Unterschied zuerst und am besten in kritische Worte gefaßt hat.

»Redlich, aber düster« nennt Nietzsche das neunzehnte Jahrhundert im Gegensatz zum achtzehnten, das er, ungefähr wie Carlyle, feminin und verlogen findet. Dieses habe jedoch, in seiner humanen Gesellschaftlichkeit, einen Geist im Dienste der Wünschbarkeit besessen, den das neunzehnte nicht kenne. Animalischer und häßlicher, ja pöbelhafter und eben deshalb »besser«, »ehrlicher«, als jenes, sei das neunzehnte Jahrhundert vor der Wirklichkeit jeder Art unterwürfiger, wahrer. Dabei freilich sei es willensschwach, traurig und dunkel begehrlisch, fatalistisch. Weder vor der »Vernunft« noch vor dem »Herzen« habe es Scheu und Hochachtung an den Tag gelegt und, durch Schopenhauer, selbst die Moral auf einen Instinkt, nämlich das Mitleid, reduziert. Es habe sich, als das wissenschaftliche, im Wünschen bedürfnislose, losgemacht von der *Domination der Ideale* und überall triebmäßig nach Theorien gesucht, geeignet, eine fatalistische Unterwerfung unter das Tatsächliche zu rechtfertigen. Das achtzehnte suche zu vergessen, was man von der Natur des Menschen weiß, um ihn an seine Utopie anzupassen. Oberflächlich,

Inhalt
Vorrede
Der Protest
Das unliterarische Land
Der Zivilisationsliterat
Einkehr
Bürgerlichkeit
»Gegen Recht und Wahrheit«
Politik
Von der Tugend
Einiges über Menschlichkeit
Vom Glauben
Ästhetizistische Politik
Ironie und Radikalismus



9 783966 625890